

Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werththätigen Bevölkerung.

Telephon Nr. 419.]

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“.

[Telephon Nr. 419

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich Abends (außer an Sonn- und Festtagen) mit dem Datum des folgenden Tages und ist durch die Expedition, Johannisstraße 50, und die Post zu beziehen. Preis vierteljährlich M. 1.00. Monatlich 55 Pfg. Postzeitungliste Nr. 4069 a. 6. Nachtrag.

Die Anzeigengebühren betragen für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pfg., für Verklammerungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen nur 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 20 Pfg. Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr Vormittags in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 152.

Sonntag, den 3. Juli 1897.

4. Jahrgang.

Hierzu eine Beilage.

Das Ausnahmegesetz im Herrenhaus.

Das Herrenhaus hat, wie schon vorausgesehen war, mit großer Mehrheit dem Antrage seiner Kommission zugestimmt und die Vereinskommisionelle zu einem preussischen Sozialistengesetz umgestaltet.

Es hat sich dadurch wieder einmal als die „treueste Stütze der Regierung in Zeiten der Noth“ erwiesen, es hat gezeigt, daß es weder so „einsichtlos“ ist, wie der Reichstag, der seinerzeit die Umsturzvorlage verwarf, noch so „energiegelos“, wie das Abgeordnetenhaus, das nur etwas Halbtes geschaffen, sondern daß es „mit fester Hand“ zuzugreifen und der bösen Sozialdemokratie den Garau zu machen versteht.

Nicht das Herrenhaus hat sich die Regierung, sondern die Regierung hat sich dem Herrenhause gefügt. Diese weisen Gesetze verrichten keine Arbeit, wenn sie nicht sicher sind, daß sich ein Abnehmer dafür findet, und so stellten sie unter Führung des Königs Stimm die Bedingung auf, die Regierung solle vor weiteren Verhandlungen erklären, ob sie gewillt sei, allen Ernstes gegen die Umsturzbestrebungen vorzugehen, und ob sie die Vorlage, wie sie sich jetzt gestalten würde, annehmen und vor dem anderen Hause vertreten wolle. Und die Regierung that ihnen den Gefallen. Allzu schwer wird es ja Herrn von der Recke nicht geworden sein, die verlangte Erklärung abzugeben, mit der er im Abgeordnetenhaus so lange zurückgehalten hat. Denn warum sollte er, der sich fast in jeder Beziehung den seligen Puttkamer zum Muster genommen hat, gerade in diesem Punkte seinem großen Vorbilde nicht nachzueifern streben?

Und welchen Grund hat denn die Regierung gehabt, daß sie so plötzlich über den Stock gesprungen ist?

Nach vor acht Tagen betonte der Minister des Innern, es sei bedenklich, den Weg der Ausnahmegesetzgebung zu beschreiten, und auch heute wieder bezeichnete er ein Ausnahmegesetz nicht als das Ideal, das der Regierung vor Augen schwebt. Wenn sich die Regierung trotzdem dem Willen des Herrenhauses fügt und auf die ursprüngliche, auf einer ganz anderen Grundlage basirten Vorlage verzichtet, so sollte man annehmen, daß nur zwingende Gründe sie dazu veranlaßt haben können.

Weit gefehlt! Spekulationsgründe, Opportunitätsrücksichten, der Wunsch, es möge wenigstens doch etwas zu Stande kommen, damit die Aktion nicht ganz im Sande verläuft, das ist es, wovon sich diese Regierung leiten läßt. Und soll das eine starke, eine zielbewußte Regierung sein, die auf den Umfall einiger Nationalliberaler spekulirt?! Was ist das für eine Staatsleitung, die mit solchen Mitteln Politik treibt und die ein so wichtiges, auf unabsehbare Zeit maßgebendes Gesetz darauf gründen will, daß einige Volksvertreter wetterwendisch werden.

Wenn auch die gestrigen Debatten des Herrenhauses nichts Neues boten, so ist es doch interessant, aus ihnen die politische Rückständigkeit dieses Parlamentes zu entnehmen. Die abgedroschensten Phrasen werden hier mit Freuden begrüßt, das thörichteste Zeug wird für Ernst genommen, ja man geht nicht zu weit in der Behauptung, daß der den einzelnen Rednern gespendete Beifall im umgekehrten Verhältnis zu der von ihnen verzapften Weisheit steht. Was deshalb Frhr. v. Manteuffel, der gestern den Vokal abschloß, sich des Beifalls seiner Standesgenossen freuen will, so mag er es thun; das Volk wird über ihn lachen. Das alte Märchen, daß Unterdrückungsgesetze nicht gegen das Volk, sondern für das Volk gemacht werden, um die friedlichen und harmlosen Bürger davor zu bewahren, daß ihnen das „sozialdemokratische Gift“ eingeimpft wird, findet höchstens noch im preussischen Herrenhause ein gläubiges Publikum.

Ging doch sogar aus den Reden mehrerer der hohen Herren unzweifelhaft hervor, daß sich das Gesetz nicht gegen die Sozialdemokratie allein, sondern gegen alle Lohnbewegungen

richten sollte. Darin liegt die große Gefahr, und das weiß das Herrenhaus ebenso gut wie die Regierung, denn nicht auf den Wortlaut des Gesetzes kommt es an, sondern auf seine Anwendung in der Praxis.

Bei einer solchen Stimmung für das Gesetz hatten die Regierungsvertreter nicht nöthig, dasselbe zu verteidigen. Die Reden der Oberbürgermeister Wender (Breslau) und Bräse (Bromberg), die für strikte Ablehnung der Vorlage sprachen, hielten die Minister einer Widerlegung nicht für würdig. Nur einmal griff der Justizminister Schönbach in die Debatte ein, um das formell verfassungswidrige Verfahren der Regierung mit leeren Redensarten zu rechtfertigen. Was braucht sich eine Regierung auch an Formalitäten zu halten, wenn es darauf ankommt, die Rechte des Volkes zu vernachlässigen?

Die Annahme des grundlegenden § 1 erfolgte mit 127 gegen 22 Stimmen. Am 22. Juli wird das Haus durch nochmalige Abstimmung seinen Beschluß bestätigen und wenige Tage darauf wird die Regierung versuchen, ob das Abgeordnetenhaus seinen Widerstand aufgeben hat. Inzwischen wird zweifellos ein starker Druck auf die nationalliberale Partei geübt werden, auf deren Umfall stark gerechnet wird. Ob mit Recht oder Unrecht, wird die Zukunft lehren.

Das Ausnahmegesetz ist beschlossen. Selbst das Abgeordnetenhaus, das Erzeugniß des jämmerlichsten der Wahlstems, konnte sich nicht zu einem solchen Schandgeschick entschließen. Dem Herrenhaus blieb diese That vorbehalten. Eine Körperschaft, die mit dem Volke intimen Verkehr hat, die aus den winzigen Klüften des Feudalismus und der hohen Bureaucratie rekrutirt, will des Volkes Grundrechte zerschlagen.

Mag drum aus der lex Recke werden, was da will, — die Folge erwächst sicherlich aus diesen Kämpfen, daß dem Volke Preußens zum Bewußtsein kommt, unter welchen Verfassungszuständen es lebt!

Und mit dieser Folge des reaktionären Verhaltens der Regierung und des Herrenhauses darf unsere Partei durchaus zufrieden sein!

Politische Rundschau.

Deutschland.

Endlich! Der „Reichsanzeiger“ veröffentlicht den Rücktritt Dr. von Böttchers und die Ernennung des Grafen Posadowsky, Mitglied des Staatsministeriums, zum Staatssekretär des Innern, zum Staatsminister und Stellvertreter des Reichskanzlers, die Ernennung Dr. von Miquels zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums und die des Generals v. Pobjielski zum Staatssekretär des Reichspostamtes.

Boetticher. Es sind kaum mehr als acht Tage vergangen, als der Abgeordnete Richter dem Staatsminister und Staatssekretär v. Boetticher die berechnete und bittere Frage hinwarf, wie er, schon zwischen Thüre und Angel stehend, noch die Verantwortung für Gesetze und Regierungsgeschäfte übernehmen wolle, die auf lange Zeit hinaus in unserem politischen und sozialen Leben ihre Wirkung äußern werden.

Ich kann den Herrn Abgeordneten Richter beruhigen, so sprach darauf der nie verlegene Herr, bis jetzt ist ein Abschiedsgesuch von mir noch nicht eingereicht, und was weiter kommen wird, das wird er eben so gut abwarten können wie ich. . . . Also der Herr Abgeordnete Richter kann sich beruhigen, die Scheidestunde hat noch nicht geschlagen, wird aber vielleicht immer näher rücken.“ Heiterkeit und abermals Heiterkeit und große Heiterkeit verzeichnet der amtliche Bericht des Reichstages bei diesen Aeußerungen des Staatssekretärs v. Boetticher, Heiterkeit auch, als er wiederholte, er müsse bestreiten, daß zur Zeit eine Ministerkrise bestehe: „Im übrigen aber möchte ich noch einmal empfehlen, den Trennungsschmerz etwas zu vertagen.“

Das war am Dienstag voriger Woche. Jetzt aber verlautet mit Bestimmtheit, der Dauernminister habe doch endlich zu seinem Weggang sich entschlossen. „Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter.“ — In diesen Tagen sommerlicher Schwüle fallen die Minister wie Eintagsfliegen: nicht allein braucht Herr v. Boetticher den Staub von seinen Füßen zu schütteln.

Siebenzehn Jahre lang ist der Mann in Preußen-Deutschland Minister gewesen; unter drei Kaisern und

drei Kanzlern hat er sich gehalten; mehr wie einmal kam er ins Wanken, aber wie das Wippermännchen, das lustige Kinderspielzeug, faßte er immer bald wieder festen Fuß — „mentwegt“ konnte er seine Bahn vorwärts-schreiten. Er hat, wie man so sagt, eine glänzende Karriere gemacht. Am 6. Januar 1833 in Stettin geboren, studirte er in Würzburg und Berlin die Rechte, war 1860 Gerichtsassessor beim Kammergericht in Berlin, später einige Jahre Justizrat bei den Regierungen in Hamburg, Danzig, Straßund und Potsdam, trat 1864 als Hilfsarbeiter in das preussische Handelsministerium, schied 1865 aus dem Staatsdienst, um ein Kommunalamt in Straßund zu übernehmen, und wurde 1869 in das Ministerium des Innern berufen, um 1872 Vortrager der Rath zu werden. Im folgenden Jahre ging er als Landdrost nach Hannover, 1876 als Regierungspräsident nach Schleswig, wo er auch 1878 für den Wahlkreis Appenrade-Flensburg in den deutschen Reichstag gewählt wurde. Er war gemäßigter Konservativer, vertrat aber mit Eifer die schutzöllnerische Politik des Fürsten Bismarck. Im Jahre 1879 wurde er Oberpräsident von Schleswig-Holstein, 1880 Staatssekretär des Innern und preussischer Staatsminister, 1881 Stellvertreter des Reichskanzlers, 1888 Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums.

Was war's nun, das diesen Mann zu einem ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht machte? Daß er mit leichtem Gepäck ging. Eine schmiegsame und biegsame Beamtennatur, hat er es stets verstanden, der Meinung seiner Vorgesetzten, der Mächtigen, zu sein. In den Geschäften wohlverfahren, ein fleißiger und begabter Mann, stand ihm das Wort jederzeit zu Gebote, und wie ein echter Landknecht war er immer bereit, in den Kampf zu ziehen — gleichgültig unter welcher Fahne er foht. Ihm eignete die Gabe, im Parlament die Situation mit raschem Blick zu erfassen; aber nicht immer begriff er den Ernst einer Sache so leicht, wie ihre lustige Seite. Er liebte ein Schwätzchen. Mit der Miene und den Manieren eines gutmüthigen Lehmannes, die seiner Figur und dem feisten Gesichte anstanden, redete er und redete und redete.

Johannes von Miquel, der Vielgewandte, in dessen kalten und tiefliegenden Augen heute noch ein Strahl inneren Feuers zeitweilig aufleuchtet, hat viele Mause- rungen durchgemacht: ob mehr, wie Herr v. Boetticher? Aber dieser, der früh in die wohlgemessenen Bahnen preussischen Beamtenthums einlenkte, hat keine kompromittirlichen Briefe geschrieben, nur immer Alken und wieder Alken. Als er ins Ministerium eintrat, suchte Bismarck, der die Leitung nicht aus der Hand gab, sich bereits von den minder wichtigen Geschäften zu entlasten: Boetticher war sein Mann! Er hatte ein Amt, aber keine Meinung, und das Amt verwarf er zur Zufriedenheit, verlässlich. Bei ihm hatte Bismarck nicht nöthig, drohend erst auszurufen, seine Leute müßten einschwenken wie die Unteroffiziere: sein Gehülfe war es nicht anders gewöhnt. An der Einführung der Schutzollpolitik, dem großen Raubzug auf die Taschen des Volkes, half er wacker mit; in den Zeiten seiner Amtsthätigkeit lastete das schlimme Ausnahmegesetz auf der mächtigsten Partei Deutschlands und ein Puttkamer handhabte es „streng ober gerecht“, wie er selbst im Herrenhause sagte — weil kein anderer es gethan hätte. Dann kamen die Zeiten jähren Wechsels. Am Tage seines Regierungsantrittes schickte Friedrich III. den Puttkamer nach Puttkamerun, wo er heute noch amtet: Boetticher blieb.

Nach den hundert Tagen ergriff ein jugendlich Monarch, der „sein eigener Minister“ sein wollte, die Regierung; der starkköpfige, steifnackige Alte zog in die Verbannung nach seinem Sachsenwalde: Boetticher blieb.

Die ganze innere Politik Preußen-Deutschlands wurde auf einen anderen Ton gestimmt, das Sozialistengesetz fiel, die offizielle Sozialreform begann. Wer war es, der sie einläutete? Boetticher.

Und dann begann der Tanz mit den Agrariern bei den Handelsverträgen. Heiß wogte die Schlacht hin und her, und neben den „Staatsanwälten“, den der Lucanus schon vor ihm geholt hat, stand wieder von Boetticher und predigte mit dem Brustton der Ueberzeugung die Segnungen einer Aenderung der Handelspolitik. Caprivi vermochte er mit seiner Geschäftskunde und seiner amtlichen Erfahrung leicht bei Seite zu schieben; aber ein Mächtigerer kam über ihn: der König von Saarabien, König von Stumms Majestät. Vor dessen Unternehm-

Herzen fanden die sozialpolitischen Experimente keine Gnade — und es war gefährlich, mit ihm anzubinden. Eine neue Lösung ward ausgehen und prompt aufgenommen. Brauchen wir an die Worte vom „fribolen Streit“ zu erinnern, die keiner anders als Herr von Voettlicher in die Reichstagsdebatten über den schweren und taufendmal gerechten Kampf der Hafenarbeiter an der Waterkant hineinschleudert? Brauchen wir daran zu erinnern, daß der Stille gemäß die preussischen Regierungsverordnungen die Unterschrift sämtlicher Minister tragen? Also hat v. Voettlicher alles unterschrieben, von der lex Heinze bis zum Heilighen Schulgesetz, von der Unsturzvorlage bis zur Veretungsgesetzvorlage.

Neulich fand er den absonderlichen Muth, im Reichstage die Frage aufzuwerfen: „Sehe ich aus wie ein Reaktor?“ — Wenn ihm die richtige Antwort erteilt worden wäre, dem Manne hätten vielleicht die Ohren geklungen und das Herz gezittert!

Aber das Verhängniß ist über ihn gekommen, vielleicht wo er es am wenigsten geahnt hätte. Die drückenden Verhältnisse im Lande, die Zerfahrenheit unserer Politik, die steten Beunruhigungen des Volkes mit ihrer entsehlischen Folge von Majestätsbeleidigungsprozessen und anderen Strafverfolgungen erheischten mit zwingender Gewalt eine Auspruch. Am 18. Mai erfolgte sie, wuchtig niederschmetternd. Nur ein Mann stand auf der Ministertribüne, einer, der mitschuldig war, daß alles so gekommen war, und — er sagte nichts. Das hat ihm den Hals gebrochen; sein diskretes Schweigen, das vielleicht nur größerer Deutlichkeit vorbeugen sollte, kostete ihm den Ministerfessel.

Trennungsschmerz! Wie stolz das Wort klingt! Wir aber scheiden von seinem Sprecher mit ganz anderen Gefühlen: mag mancher Parlamentarier bei der Erledigung der Geschäfte den gewandten Minister vermissen — den Mann sehen wir geruhig abtreten. Keiner Sache, die er anfaßte, hat er den Stempel der Persönlichkeit aufgedrückt, keinem Ministerium, dem er angehörte, hat er ein Programm gegeben: die Agrarier nannten ihn einen „Kleber“, wir haben ihn betrachtet — als ein Requit einiger Regierungen.

Finanzminister v. Miquel legt Werth darauf, in der Presse festzustellen, daß er nicht deshalb nicht Vizetanzler zu werden wünscht, weil „die Trauben sauer“ sind, sondern weil er nicht Generalstellvertreter eines bis her unbekanntem Reichstanzlers werden will. Die „Nat.-Ztg.“ deutet an, daß ein jüngerer Mann demnächst Reichstanzler werden solle. Vielleicht Graf Herbert Bis mar ck? Der dürfte doch aber schwerlich noch zu den „jüngeren Männern“ zählen.

Die Nationalliberalen haben in Pöln scharf gegen die Stummische Zumuthung, als könnten einige ihrer Abgeordneten bei der nächsten Abstimmung im Abgeordnetenhause umfallen, protestirt. Der Vorsitzende Geh. Rath Anselm führte u. A. aus:

„Die Annahme des Herrn Stumm entbehre jeder thatsächlichen Unterlage, er müsse einen sehr schlechten Gewährsmann für sie gehabt haben. Er, der Redner, versichere noch einmal auf das Allerbestimmteste, daß kein Mitglied der Partei mit Ausnahme eines einzigen, daß sich schon bisher in dieser Frage abgehandelt, für eine andere Fassung der Vorlage, als die in der Kommission gefasste, zu haben sei. Herr von Stumm habe vielleicht noch durch seine Versicherung der Partei einen Gefallen gethan, indem nunmehr erst recht jedes Mitglied sich doppelt verpflichtet fühlen werde, bei der wichtigen Abstimmung zugegen zu sein. Der Redner werde jeden, der eine andere Stellung einnehme, als nicht mehr zur nationalliberalen Partei gehörig betrachten, und er glaube versichern zu dürfen, daß das auch der Standpunkt der Mehrheit der nationalliberalen Abgeordneten sei. Bisher habe man geglaubt, daß die Regierung die Vorlage zurückziehen werde, aber nach der Rede des Ministers v. d. Neefe scheine das nicht der Fall, und so übernehme die Regierung ohne einen Schimmer von Erfolg die Verantwortung, die Sache hinauszuziehen und dem Lande die großen Kosten der Diäten für die Abgeordneten aufzubürden. Aber weit schlimmer sei es, daß die Regierung durch dies Hinauszuziehen noch immer auf eine Spaltung der nationalliberalen Partei zu spekuliren scheine. Diese Partei habe bisher ihren Stolz darin gefunden, niemals aus der Leidenschaft politischer Rücksichten zu handeln, sondern stets nach den sachlichen und berechtigten Gründen zu fragen. So sei es auch bei dieser Vorlage gewesen. Arbeite nun aber die Regierung geradezu auf eine Spaltung der Partei hin, dann höre alle Rücksicht auf, sie zwinge die Partei, in die Reihe der entsehlidenen Opposition zu treten.“

Die Versammlung nahm eine dementsprechende Resolution an.

Der Zentrumsabgeordnete Sölbner hatte bekanntlich ausgeplaudert, daß Dr. Lieber nach Bekanntwerden der Stumm'schen Neußerungen (Bladderadatsch!) bereit gewesen wäre, die ganze Marinevorlage zu genehmigen. Abgeordneter Müller-Julda veröffentlicht nun, um die — Indiskretion Sölbners etwas abzuschwächen, eine Erklärung, wonach der „Standpunkt“ Dr. Liebers, „sich lediglich durch sachliche Erwägungen bestimmen zu lassen, in Folge dieser Neußerungen in keiner Weise geändert wurde.“ — Diese Erklärung ist nichts sagend, denn sie trifft den Kern der Sache gar nicht. Der Begriff „sachliche Erwägungen“ ist außerdem so kautschu artig, daß sich mit ihm alles anstellen läßt.

Amtsentsetzung dreier Geistlicher. Vom Konsistorium in Hannover war anlässlich des hundertjährigen Geburtstages Wilhelms I. für den 22. März Läuten der Glocken und Gebet angeordnet worden. Mehrere evangelische Geistliche der Provinz Hannover standen dieser Feier fern. Sie erklärten, für einen König, der 1866 das Hannoverland annektirt habe, kein Gebet leisten zu wollen. Sie leisteten daher der Anordnung keine Folge und wurden deshalb jetzt vor ein aus Mitgliedern des Konsistoriums gebildetes Disziplinargericht gestellt. Dies Gericht hat gegen die Geistlichen Pastor Wendeburg in Kl. Wagner, Pastor Wendeburg in Gr. Elbe und Pastor Schömer in Grasdorf, die keine Garantie

geben wollten, daß sie in Zukunft bei etwaigen patriotischen Anlässen den Anordnungen des Konsistoriums nachkommen würden, auf Am t s e n t s e t z u n g erkannt. — Dieses ist ein drastischer Beleg für die Auffassung der Kirchenbehörden vom Berufe des Geistlichen. Der Geistliche, mag er seinen seelsorgerischen Pflichten noch so gut nachkommen, wird aus dem Amte entfernt, wenn er sich den herrschenden politischen Anschauungen nicht fügt. Der Geistliche wird dadurch genöthigt, wieder seine Uebersetzung zu handeln und politisch zu heucheln, wenn er Geistlicher bleiben will.

Kunst und Patriotismus. Aus Künstlerkreisen wird der „Frankf. Ztg.“ eine für unsere Zeit überaus charakteristische Zuschrift übermittelt: Deutschland steht heute, wenn man so sagen darf, im Reichen der Denkmäler. Die nationale Gestaltung hat die Anregung gegeben, die „patriotischen“ Gefühle der Gegenwart durch Stein und Erz der Nachwelt zu überliefern, und fast sollte man glauben, nie habe eine so günstige Zeit für die bildende Kunst, insbesondere für die Bildhauerei bestanden, wie in unseren Tagen, wo jede kleinste Stadt, fast jeder Flecken im Reiche sein Denkmal besitzt, oder doch zu besitzen strebt. Wie aber steht es in Wahrheit um die Kunst? Die bedeutenden Fortschritte der Industrie, die gewiß auf das freudigste zu begrüßen sind, machen sich auch auf dem Gebiet der Reproduktion plastischer Arbeiten fühlbar und hier sehr zum Nachtheil der Künstler. Die meisten Erzgießereien und Galvanobronzefabriken sind heute im Besitze von Modellen zu Denkmälern unserer Monarchen, Staatsmänner, Herrführer u. s. w., die sie für verhältnißmäßig geringe Mittel erworben haben und nun in Erzguß oder Galvanobronze reproduziren. Durch gut orientirte Vertreter und Reisende in allen Theilen des Reiches bekommen solche Fabriken sehr früh Kenntniß von den Denkmalsprojekten der einzelnen Orte und lange bevor der Künstler davon erfährt, haben sie ihre Preis-kourants nebst sehr verlockend erscheinenden photographischen Abbildungen, auch wohl plastischen Skizzen gesandt. Bewerber sich nachträglichen Bildhauer um die Uebertragung der Herstellung eines solchen Monuments, so werden sie entweder sofort abschlägig beschieden, weil dasselbe schon einer Fabrik in Auftrag gegeben ist, oder es übersteigt, wie leicht erklärlich, die Forderung des Künstlers für ein solches Denkmal mit neu herzustellendem Modell bei Weitem den Preis der Fabrik, die ihr Modell eben ein für allemal besitzt; und deshalb ist auch in diesem Falle eine Berücksichtigung des Künstlers so gut wie ausgeschlossen. Eine süddeutsche Galvanobronzefabrik soll — wie versichert wird — so weit gegangen sein, daß sie illustrierte Kataloge herstellen ließ mit einer Auswahl von Kaiser- und anderen Denkmälern, und solche an fast alle kleineren Städte des Reiches verschickte, gleichviel, ob diese sich schon mit dem Gedanken der Errichtung eines Monuments befaßt hatten oder nicht.

Reisende in „Kaiserdenkmälern“ — prachtwoll, einfach prachtwoll!

Konservative Wandelungen. Unter dieser Stichmarke schreibt Pastor Naumann in der „Zeit“:

Wenn man konservative Redner hört, so kann man zu der Ansicht kommen, nur diese Partei sei allein konsequent und zielbewußt, sie allein habe Charakter und Festigkeit, während alle andern Parteien mehr oder weniger zerfahren und schwankend seien. Sie allein weiß, was sie will!

Was will sie denn?

Man sollte annehmen, die konservative Partei wolle das, was in ihrem Programm steht. Das jetzt geltende konservative Programm ist das Livoliprogramm vom 8. Dezember 1892. Es wurde öffentlich in großer Parteiversammlung beschlossen und bis heute nicht geändert. Kein Mensch denkt daran, es abzuschaffen, aber auch niemand denkt daran, es zu halten. In den Verhandlungen des Livolitages wurde, wie schon neulich Herr von Gerlach ausdrücklich hervorgehoben hat, der Satz extra gestrichen, daß „die Anhänger der Sozialdemokratie und des Anarchismus durch die Gesetzgebung zu kennzeichnen und demgemäß mit den Machtmitteln der Staatsgewalt zu bekämpfen“ seien. Die Streichung dieses Satzes war die wichtigste Handlung dieser maßgebenden konservativen Versammlung. Und heute? Heute thun die Konservativen, was sie am 8. Dezember 1892 selbst verworfen haben. Sie verlachen ihren eigenen Parteitag. Sie denken, Konsequenz ist gleichgültig!

Mit wunderlichem Hohn bedecken sie ihre eigene Vergangenheit. Zwar wollen sie über diesen Punkt nicht gern reden. So geschäftig sie sind, jede Kleinigkeit hervorzuheben, die unsere Bewegung schädigen kann, so wenig eifrig sind sie, irgendwie auf die Debatte einzugehen, wie sehr sie sich geändert haben. Die konservative Partei will absichtlich den Schein erwecken, als hätte sie in ihren Führern niemals auf einem Standpunkt gestanden, der nothwendig zu unserer Stellung führen mußte. Jeder, der nur ein wenig Gedächtniß hat, weiß, wie die Partei im Jahre 1890 stand.

Damals, es sind 7 Jahre her, war es konservativ, die Zwecklosigkeit und Schädlichkeit des Sozialistengesetzes zu beweisen. Das Polizeigesetz wurde verworfen, weil es den Schein der Klassengesetzgebung erwecken müsse. Man erkannte damals den tiefen Schaden, der darin liegt, daß man mit dem Sozialistengesetz den Arbeiterstand als Stand traf, und erklärte die Zeit einer solchen einseitigen Klassengesetzgebung für endgültig vorbei. Der Arbeiterstand solle sich frei und selbstständig organisiren können. Reformen müssen vom Monarchen ausgehen, nur Aufbruch ist staatlich zu bestrafen.

An derartige konservative Meinungsäußerungen er-

innern sich viele von uns, die wir damals noch im Banne konservativen Denkens waren. Wir haben geglaubt, die Partei meine es ernst mit dem, was sie sagt. Langsam und unter schweren Kämpfen sind wir zu der Uebersetzung gekommen, daß sich in ihr große Wandlungen vollziehen und zwar Wandlungen nach rückwärts, die wir nicht mitmachen konnten. Heute ist erreicht, was wir seit Jahren kommen sahen. Die Partei hat ihre eigene bessere Vergangenheit verleugnet und das Merkmal, worauf sie nur, daß sie nicht offen sagt: wir sind die veränderlichste große Partei, die es giebt!

Ein kaum glaublicher Beitrag zur Steuerschnüffelerei wird aus einer hannoverschen Stadt berichtet. Ein Bürger der Stadt U., der gegen seine Veranlagung zur Einkommensteuer Verahrung eingelegt hatte, erhielt von dem Vorsitzenden der Veranlagungs-Kommission, dem Landrath, folgendes Schreiben:

Den 23. Juni 1897.
Sie wollen sich so bald als möglich hier einfinden, um über einen in Ihrer Veranlagungs-Angelegenheit zur Sprache gebrachten Punkt Ausführungen zu geben.
Der Vorsitzende der Veranlagungs-Kommission.
Unterschrift.

In höchster Spannung leistete der Adressat dieses Schreibens der Einladung Folge — und um was für einen „Punkt“ handelte es sich? — Er sollte Auskunft geben, aus welchen Mitteln die Kleidung seiner Frau bezahlt wird. Es wurde dem Herrn unverblümt angedeutet, daß sich seine Frau zu elegant kleide. Offenbar vermuthete man, wenn nicht Schlimmeres, das Vorhandensein einer verborgenen Einkommensquelle.

Oesterreich-Ungarn.

Ueber den Erntestreit verbreitet das „Wolff'sche Bureau“ folgende Mittheilung aus Budapest: Der Streit der Ernte-Arbeiter in Ungarn nimmt keineswegs einen so großen Umfang an, wie befürchtet wurde; aus den Komitaten Bekes, Gyanab, Glograd, Hajdu, Szabolcs, Arad, Temes, Torontal und Spolnok sind befriedigende Berichte eingelaufen. Die von der Regierung gestellte Arbeiterreserve wirkte abschreckend auf die Streiklustigen. Am ungünstigsten ist die Lage des Komitats Vacs, in welchem der Ackerbauminister über 1000 Reserve-Arbeiter zur Verfügung stellte.

Staatlich organisirte Streikbrecherei im großen!

Ein Herold-Telegramm schildert jedoch die Situation erheblich anders; es besagt: Aus dem Alsbild laufen beunruhigende Nachrichten über den Erntearbeiter-Streit ein. Die von der Regierung ausgesandten Aushilfsarbeiter wurden von den Streikenden mit dem Tode bedroht, weshalb die ersteren die Aufnahme der Arbeit verweigerten. In Kissef herrscht große Erregung, weshalb nach dort hin starke Gendarmen-Abtheilungen und Militär dirigirt wurden.

England.

Ueber den Einfall Jamesons in Transvaal bringt der Londoner „Daily Chronicle“ neue Enthüllungen, die es mehr als wahrscheinlich erscheinen lassen, daß das englische Kolonialamt vorher von den Plänen des Rhodes, Beit, Jameson und Konforten unterrichtet war. Wie das genannte Blatt mittheilt, befindet sich jetzt das Telegramm, daß Miß Flora Shaw über den Jameson'schen Einfall erhalten hat, in den Händen des südafrikanischen Untersuchungsausschusses und ist entziffert worden. Der „Chronicle“ sagt, daß das Telegramm die größte Enthüllung bildet, welche die Untersuchung bis jetzt zu Tage gefördert hat. „Miß Shaw sandte die Telegramme im Dezember an Cecil Rhodes ab. Der Zweck war anscheinend, Rhodes zu drängen, die geplante Revolution nicht weiter aufzuschieben. Es heißt, daß sie Rhodes bat, das genaue Datum des Einfalls anzugeben, weil sie versiegelte Anweisungen an die Berichterstatter der „Times“ im Ausland senden wollte, damit deren Einfluß dem Anschlag zu Gute käme. Miß Shaw erklärte Rhodes auch, daß ein Verzug gefährlich wäre und er handeln müsse, ehe die europäischen Mächte protestiren. Thäten sie das, so könne die britische Regierung gelähmt werden. Im Uebrigen wäre die Haltung der britischen Regierung sympathisch. Man wird sich erinnern, daß Miß Shaw in ihren Aussagen vor der Kommission oberflächlich auf diese Mittheilungen und insbesondere auf eine Depesche Bezug nahm, in der sie Rhodes sagte, daß, falls die Bewegung vom Stapel gehen solle, das Kolonialamt vorziehen würde, wenn es bald geschähe. Wenn unsere Information richtig ist, so stellt die beschifferte Depesche die Sache in einer viel staunenswerthen Form vor. Die Depesche spricht von der Möglichkeit einer europäischen Intervention und ertheilt Rhodes die Versicherung, daß der Kolonialminister in dem Falle „sicher“ (sound) sei, er aber wünsche, daß Alles sofort in's Werk gesetzt werde. Diese Telegramme von Miß Shaw sind in der That merkwürdig. Wir erfahren aber, daß die Depeschen, welche sie erhalten hat, noch seltsamer sind. Wir können nur die Hauptpunkte angeben. Miß Shaw behauptete, daß sie nicht von Bedeutung wären und daß sie in der That nur eine oder zwei Depeschen von Cecil Rhodes empfangen habe. Jetzt heißt es, daß sie mehrere erhalten hat. Die wichtigsten waren diejenigen, welche ihr nach dem Aufbruch des Dr. Jameson gesandt wurden und ehe der berühmte „Frauen- und Kinder-Brief“ in den „Times“ erschien. Wenn unsere Information richtig ist, so erscheint Rhodes in seltsamem Lichte. Bisher hatte man angenommen, daß er sehr niedergeschlagen war, als er von Dr. Jamesons plötzlichem Aufbruch Kunde erhielt. Selbst sein Gegner Schreiner hat das geglaubt. Nun erfahren wir aber, daß Rhodes in diesen Depeschen Miß Shaw mittheilte, daß Dr.

Krankenkasse von den Ärzten und Apothekern gerichteten Mahndbriefe chronologisch geordnet sich befanden, ebenfalls eine Liste mit den Beträgen, welche der saubere Kassenführer unterlag. Ein ganzer Wagen voll Bücher wurde von der Behörde heute Nachmittag aus der Wohnung abgeholt. — Aber es hat sich auch im Laufe des Tages noch mehr herausgestellt, nämlich: daß Schlimmann sich an Geldern der Armenklasse und an städtischen Geldern vergriffen hat. Wie hoch hier die unterschlagenen Summen sich belaufen, ist noch nicht festgestellt.

Aueho. Das Jubiläumfest in Weidenfleth hat bei braven Leute von Aueho, den „Auehoer Nachrichten“, viel Kummer gemacht. Sehr beweglich klagt das Blatt: „Sehr bemerkenswert ist, daß fast das ganze Dorf festlich geschmückt war. Nur vereinzelt hatte Elner seine Fahne nicht aufgestellt. Soll man wirklich annehmen, daß alle diese Leute, welche sich damit an der öffentlichen sozialdemokratischen Kundgebung — denn das war das Fest nach seiner ganzen Anlage, seinem Zweck und seinem Verlauf — beteiligten und das Fest mit ihrem Häuserputz verherrlichten, wußten und wollten, was sie thaten? Oder ist es Gedankenlosigkeit und Urteilslosigkeit, die heute dies, morgen das Gegenstück bejubelt, oder ist es Gesinnungs- und

Charakterlosigkeit, welcher das Geschäft Alles gilt, und die um den Zubehörslohn von ein paar Mark die eigene Ueberzeugung verkauft, oder ist es Mangel an Muth und physischer Kraft, oder endlich der mechanische Nachahmungstrieb aller unselbstständigen Menschen, die immer thun, was die Andern thun, was die Theilnahme des Dorfes an diesem ausgesprochenen sozialdemokratischen Zweck dienenden Feste veranlaßt? Bei Manchen ist es wohl ein Gemisch aus allen vier gleich rühmlichen Beweggründen gewesen. Selbst Leute, welche mancherlei Ehrenämter bekleiden, schlossen sich nicht aus oder wagten sich nicht anzuschließen von dieser allgemeinen Huldigung vor der internationalen, revolutionären Sozialdemokratie; sogar alte Mentors liefen mit dem rothen Band im Knopfloch.“ — Wie hätten die „Auehoer Nachrichten“ als ein freimüthiges Blatt angesehen, wenn darin zur Zeit der Centennarfeier die Verhandlungen über Gebantenlosigkeit, Urtheilslosigkeit, Charakterlosigkeit, Geschäftsvollständigkeit erschienen wären. Damals, als der Byzantinismus Triumpf war, da wäre eine solche Darlegung am Platze gewesen. Aber etwas Anderes ist es, wenn man die Bewohner von Weidenfleth anspricht, weil sie ihrem alten Müßträger an seinem Ehrenstage ihre Freundschaft zeigen. Der alte, brave Klaus Koopmann hat sich eben Achtung erworben, auch bei seinen politischen Gegnern, und das ist etwas, was der Schreiber des Berichtes in den „Auehoer Nachrichten“ wahrscheinlich nicht wüßte von sich sagen können. Vielleicht werden ihm die „alten Mentors“ mit dem „rothen Band im Knopfloch“ den Dank abstatten.

Sternhans-Biehmarkt.
Hamburg, 1. Juli.
Der Schweinehandel verlief gut.
Kügelhütten neben 550 Stück. Preise: Verlaufspreise 2 were 48-50 v., Leats 50-52 v., Ecken 37-41 v., und Setzel 47-50 v., v. 100 v.

See-Berichte.
Dampfer „Trade“, Kapit. Melisahn ist am 1. Juli von Kronstadt auf hier abgedampft.
Dampfer „Ludwig“, Kapit. Förster, soll am 1. Juli von St. Petersburg auf hier abgehen.
Dampfer „Alce Krohn“, Treitan, soll am 1. Juli von St. Petersburg auf hier abgehen.
Dampfer „Livadia“, Weidfeldt, ist am 1. Juli in Swinebude angekommen.
Dampfer „Stadt Lübeck“, Krause, ist am 1. Juli in Memel angekommen.
Dampfer „Swithiod“, Blomberg, ist am 1. Juli von Kalmarsund auf hier abgegangen.
Dampfer „Rat“, Eilers, ist am 1. Juli in Croustadt angekommen.
Dampfer „Gustaf Wain“, Svobberg, ist am 1. Juli von Karlskrona auf hier abgedampft.
Dampfer „Alpha“, Brinkmann, ist am 1. Juli von Näsö auf hier abgegangen.

Für den Inhalt der Inserate übernimmt die Redaktion dem Publikum gegenüber durchaus keine Verantwortung.

Wir ersuchen unsere Leser, diejenigen Geschäfte, welche im Lübecker Volksboten inseriren, zu verbrieflichen und bei event. Einkäufen sich auf unser Blatt zu beziehen.

Heute früh entschlief sanft nach kurzem Leiden unsere kleine Frieda. Tief betrauert von den Eltern und Geschwistern.

C. Rooks und Frau.
Gestern Abend starb nach kurzer aber schwerer Krankheit unsere innigstgeliebte

Anna
im zarten Alter von 5 Monaten.
Die tiefbetrauten Eltern
Karl Diestel n. Frau, geb. Matthiesen.

Dankagung.
Für die mir von den Kollegen der Maschinenbau-Gesellschaft überwiesene Unterstützung sage meinen herzlichsten Dank.
B. Nitz.

Unsern Kollegen **Ludwig K.** ... 10 sten verzeihtes Gegenstück ein buntes Hoch, das die ganze Winer wackelt im das Haus 108 upp denn Kopp to stahn klümt. Ob he woll een ufgeht?

Zu vermieten ein gutes Logis
Schlumacherstraße 16.

Zu vermieten ein Logis gelegen in der 1. Etage.
Näheres Fleischhauerstraße 74.

Geht zum 1. Oktober eine Parkter-Wohnung von 160-280 Mk. Offerten unter **K 42** an die Exped. d. Bl.

Geht zum 1. August ein Mädchen das mit der Wäsche Beschäftigt ist.
Näheres bei **Friedr. Lecke, Leberstr. 8.**

Das Haus Elavigstraße 23c, enthaltend zwei geräumige Wohnungen, ganzen Keller, Vorgarten und größerer Gemüsegarten, passend für Händler, soll u. d. Hand verk. w. Näh. das.

Billig zu verkaufen eine Gangbude am Hafen n. v. Anz. WasserVoss, Gr. Burchstr. 11.

Damen- und Kinderkleider werden billig angefertigt.
C. Dobbertin Wwe., Köniastraße 106.

Herrn- und Knaben-Garderoben werden zu billigen Preisen angefertigt. Von voriger Saison zurückgeschickte Stoffe zu Anzügen u. Hosen bei billiger Preisberechnung.
C. Reuch, Schneidermstr., Glockengießerstr. 24, II.

Geschäfts-Verlegung.
Theile meiner werthen Kundschafft, Freunden und Gönnern erzeuht mit, daß ich mein

Barbier- u. Friseurgeschäft nach **Rosenstraße 29** verlegt habe. Bitte um gerichtetes ferneres Wohlwollen und empfehle mich meiner neuen Nachbarschafft auf das Beste. Hochachtungsvoll
Franz Wilh. Lichtenstein.

Bruch-Caffee
kräftig und rein schmeckend,
pr. Pfd. 60, 70 und 80 Pfg., extrafein 90 Pfg.

Java-Bruch
pr. Pfd. 1 Mk.

Caffee-Rösterei Holstenstraße 10.

Probiren Sie bitte Ludw. Hartwig's streng naturw. geröstete Caffees
das Pfund zu 1,20 Mk.

Neue Matiesheringe, neue Kartoffeln, sowie alle Sorten Frucht und Gemüse
täglich frisch, empfiehlt
Caroline Saueracker, Glockengießerstraße 16.

Kartoffeln

feinste französische, Faß 40 Pfg.
empfehlen

Caroline Saueracker, Glockengießerstraße 16.

Ihre nur aus bestem Hopfen und Malz gebrannten Biere, Lager-, Tafel- und Münchener (nach Münchener Art gebraut), empfiehlt die

Adler-Brauerei.
Inb.: G. Teichgräber.

Buchhandlung Vorwärts, Berlin, Benthstraße 2.

Sobon ist erschienen:
Die Majestätsbeleidigungen vor dem Reichstag.

Stenographischer Bericht über die Reichstagsverhandlungen vom 12. Mai 1897. 3 Bogen Großkoll. Preis 15 Pfg. Porto 5 Pfg.

Um diesen Verhandlungen, die neben den Debatten über das reaktionäre Attentat auf das Vereinsrecht heute im Vordergrund der politischen Diskussion stehen, die weiteste Verbreitung zu geben, haben wir zur

Agitations-Ausgabe veranstaltet, die wir zu 60 Mk. pro 1000 Exemplare abgeben können. Zu beziehen durch die Expedition des „Lübecker Volksboten“.

Ortskrankenkasse in Lübeck.

Laut Beschluß der Generalversammlung vom 26. April d. J. sind die wöchentlichen Kassenbeiträge vom 5. Juli d. J. ab für Mitglieder der ersten Klasse auf 75 Pfg.

zweiten	63
dritten	51
vierten	39
fünften	27
sechsten	18

herabgesetzt worden. Mit dem gleichen Zeitpunkt treten weiter in Kraft die Beschlüsse der Generalversammlung hinsichtlich

- a. der Erweiterung der Kassenleistungen auf Zahlung eines Krankengeldes zum halben Betrage bei Erwerbsunfähigkeit über die 26. Woche hinaus vom Beginn der 27. Woche bis zum Ablauf der 52. Woche;
 - b. Ausdehnung der Familienunterstützung auf Gewährung von Verbandsstoffen.
- Der Vorstand.

Die Schweinefleischfabrikerei von W. Strohsfeldt

73 Glockengießerstraße 73
empfehlen:

Frische Flehmen, Pfd. 50 Pfg.

Schweinefleisch	Pfd. 50 Pfg.
Carbonade	Pfd. 70 Pfg.
Quenfleisch	Pfd. 50 Pfg.
Prima Schmalz	Pfd. 60 Pfg.
Prima Schmalz	Pfd. 30 Pfg.
Kopf und Bein	Pfd. 20 Pfg.
Geräucherter Fench	Pfd. 60 Pfg.
Gehackte Mettwurst	Pfd. 60 Pfg.
Geräuch. Mettwurst	Pfd. 70 Pfg.

H. Bruch-Mattjes-Heringe
3 Stück 10 Pfg.
Paul Lohrmann, Hundestraße 95.

Eine Parthie Butter, Pfd. 95 Pfg., so lange der Vorrath reicht, empfiehlt **Frommhagen, Wühlstr. 81.**

Nur kurze Zeit
dauert der **Saison-Ausverkauf.**
Behufs totaler Räumung des übernommenen Lagers eleganter, fertiger **Herrn- und Knaben-Garderoben** werden zu Schlenderpreisen schnellstens zu Gelde gemacht.

Große Posten Herren-Anzüge, sonst Mk. 12-20, jetzt nur Mk. 7,50.
Große Posten hochfeine Anzüge, sonst Mk. 18-35, jetzt nur Mk. 13,- an.
Große Posten Herren-Paletots, sonst Mk. 18-22, jetzt nur Mk. 8,- an.
Große Posten elegante Paletots, sonst Mk. 19-36, jetzt nur Mk. 14,- an.
Große Posten Herren-Hosen, sonst Mk. 3-5, jetzt nur Mk. 1,50 an.
Große Posten hochfeine Herren-Hosen, sonst Mk. 6-14, jetzt nur Mk. 4,- an.
Große Posten Jünglings-Anzüge, sonst Mk. 7-15, jetzt nur Mk. 4,75 an.
Große Posten Knaben-Anzüge, sonst Mk. 2 1/2 - 6, jetzt nur Mk. 1,25 an.
Leinen, Hüte-Zadels, Hixableiter Mk. 1,20 an.
Knaben-Hosen 80 Pfg., Herren-Westen 1 Mk. Arbeiterfahnen werden zu Spottpreisen geräumt.

Welthaus Goldene 33
nur Breitenstraße 33, eine Treppe.
Einzigstes Geschäft dieser Art am Plage.
Jeder Käufer erhält eine Kleiderbürste gratis.

Kein Laden.

Saison-Ausverkauf.
Die noch vorrätigen **Sonnenschirme** werden jetzt **25 Prozent unter Preis** verkauft.
H. Stoppelmann, Schirmfabrik
Lübeck, 32 Hügelstraße 32.

**Ahren reinigen . 1,50,
Federn einsehen . 1,50,
Uhrgläser 1. Qual. 0,30.**
Aug. Büttner,
Uhrmacher,
Hügelstraße 32.

Section der Klempner.
Ausflug
am Sonntag den 4. Juli
nach Strummehse
zur Beschäftigung der Mannschaften.
Abmarsch vom Althenthor präcise früh 6 Uhr.
Mittwoch den 7. Juli
Abends 8 1/2 Uhr

Versammlung
bei F. Lecke, Lederstraße 3.
Die Ortsverwaltung.
**Arbeiter-
Radfahrer-
Berein**
Lübeck.

General-Versammlung
am Mittwoch den 7. Juli
Abends 8 1/2 Uhr
im Vereinshaus, Zimmer Nr. 2.
Tagesordnung wird in der Versammlung bekannt gemacht.
Der Vorstand.
Achtung!
Abfahrt zum Hamb. Gewerkschaftsfest
Sonntag den 3. Juli
Abends 8 1/2 Uhr
vom Lindenplaz.
Einzelfahrer willkommen.

Club Fidelitas.
Berathungs-Abend
am Montag den 5. Juli
Abends 9 Uhr
im Clublokal.
Tages-Ordnung.
Abrechnung. Vogelstischen. Verschiedenes.
Der Vorstand.

Zum Gothmünder Treibelfest
am Sonntag den 4. Juli fahren die Dampf-
schiffe: Ab Lübeck 8 Uhr Morgs. und 9 1/2 Uhr
Abends, von der Engelsgrube und Struckfähre;
2, 4 und 6 Uhr vom Travenpavillon u. Struck-
fähre. Ab Gothmund 11 1/2 Uhr Morgens,
3, 5, 7, 8 1/2 und 11 Uhr Abends.
C. H. Petersen, H. & J. Wetterich.

Segel-Regatta.
Nach Travenbude und zurück per Dampf-
schiff „Polluz“. Ab Lübeck (Travenpavillon
Freitag, Sonnabend, Sonntag und Montag)
Nachmittags 2 Uhr und Sonntag (Engelsgrube)
8 Uhr Morgens von Travenbude in See, an
genannten Tagen Nachmittags 3,45 und am
Sonntag außerdem noch 5 Uhr Nachmittag.
Näheres siehe Fahrplan.
Brauerei Jadenburg.
Am Markttag, Montag den 5. Juli
Specialitäten-gesellschaft
Gottfried Lewertoff.

Aus dem Königreiche Stumm.

Die „Rheinische Zeitung“ schildert in einem offenbar von gutunterrichteter Seite kommenden Artikel die „soziale Fürsorge“, mit welcher Herr von Stumm „seine“ Arbeiter bedenkt. Das Blatt erzählt:

„Der Gewaltige vom Hallberge läßt gerne die große soziale Fürsorge preisen, deren sich seine Arbeiter und Beamten, sowie deren Angehörige zu erfreuen haben. Seine bezüglich Maßnahmen haben aber alle, aus der Nähe betrachtet, einen sehr egoistischen Anstrich. Viel Aufhebens ist davon gemacht worden, daß Herr von Stumm gut veranlagte junge Leute, Söhne seiner Beamten und Arbeiter, auf seine Kosten ausbilden lasse. Das ist mit der Einschränkung richtig, daß seine Ausbildung nur auf eine für die Stumm'schen Werke brauchbare Thätigkeit beschränkt ist und so einseitig wie möglich nach dieser Richtung gehalten wird. Die so „Ausgebildeten“ sind dann für Herrn von Stumm ein tüchtiges Beamtenmaterial, das ihm die auf die Ausbildung verwandten Ausgaben mit hundertfältigen Zinsen einbringt, in Folge der einseitigen Ausbildung aber auch ziemlich fest an seine Werke gefesselt sind. Ferner wird den jungen Leuten aber auch Tag für Tag vorgehalten, was sie der Güte ihres „Herrn“ zu danken haben, und daß sie verpflichtet seien, ihr ganzes Wissen und Können nur in den Dienst ihres „Wohltätigers“ zu stellen.“

Die Löhne, welche Herr von Stumm seinen Arbeitern zahlt, sind recht niedrige. So erhalten z. B. auf der Wrebacher Hütte die im Buchschuppen beschäftigten Jungen einen Tagelohn von 50 Pf., die Tagelöhner einen solchen von 1,60 bis 1,80 Mk. im Winter und bis zu 2 Mk. im Sommer. Die Rohrformer bringen es auf 2,10 bis 2,50 Mk. pro Tag. Sie arbeiten im Afford, haben aber keine Ahnung davon, was sie pro Stück erhalten, und folglich auch keine Kontrolle darüber, ob sie am Lohnstage ihr richtiges Geld wirklich erhalten, ob Abzüge gemacht sind oder eine Reduktion der ihnen unbekanntem Affordpreise beliebt wurde. Die andern Handwerker bringen es auf einen Verdienst bis zu 2,90 Mk. pro Tag, die Arbeiter an der Kocksanlage auf 3 Mk. bis 3,25 Mk., die Hochofenarbeiter bei ihrer schweren, lebensgefährlichen Arbeit auf 4 Mk. pro Tag.

Damit nun nicht etwa die Arbeiter den Stumm'schen Fleischtöpfen den Rücken kehren und in anderen Werken oder den fiskalischen Vergewerken in Arbeit treten, hat der Herrscher des Saarthales mit den Leitern der letzteren ein Abkommen getroffen, wonach sie die von seinen Werken ausgeschiedenen Arbeiter erst nach Ablauf eines halben Jahres wieder einstellen dürfen. Ein halbes Jahr Hungerkur — das dürfte genügen, um alle Gelüste auf höhere Löhne, als Herr von Stumm sie gewährt, alle Versuche, sich seiner väterlichen Fürsorge zu entziehen, im Keime zu ersticken. Der Vermiste, der einen solchen Versuch wagte, muß um Gnade flehen und sich noch glücklich schätzen, wenn sie ihm gewährt wird. Das Saarrevier

verlassen, kann er nicht. Er ist fast durchgängig durch den Besitz eines Häuschens oder eines Stückchen Landes an die Scholle gefesselt.

Viel Aufhebens wurde auch von dem bei Wrebach errichteten Hospital gemacht. Zunächst sei festgestellt, daß es vornehmlich aus den Mitteln der Krankenkasse erbaut wurde, dann aber auch seine Errichtung im direkten Interesse des Herrn v. Stumm lag. Auf seinen Werken passierten viele Unfälle. Die Verletzten mußten früher in das Krankenhaus nach St. Johann-Saarbrücken geschafft werden. Der Transport wie die Verpflegung derselben verursachten auf diese Weise viele Kosten. Die häufigen Transporte erregten aber auch ein nicht gerade angenehmes Aussehen. Heute erfährt Niemand mehr, wie groß die Zahl der Unfallverletzten auf den Stumm'schen Werken ist.

Eine weitere der gepriesenen sozialen Einrichtungen ist die Einführung der Essenzwagen. Die Arbeiter der Wrebacher Hütte wohnen auf den in näherer und weiterer Umgebung liegenden Ortschaften. Sie können ihre Mittagessen daher nicht zu Hause einnehmen; früher brachten ihnen ihre Angehörigen das Essen. Das ist nun geändert. Herr v. Stumm ließ Wagen zur Unterbringung der Essenbehälter bauen; diese fahren je einer nach einer Ortschaft und holen das Essen ab. Sehr praktisch eingerichtet sind die Wagen gerade nicht. Wenn die Arbeiter den Essenbehälter dem Wagen entnehmen, finden sie das Essen, sofern es nicht feste Gestalt hat, zum großen Teil verschüttet. Auch für die Warmhaltung des Essens ist keinerlei Fürsorge getroffen. Die Empfänger müssen es kalt herunterwürgen. Die Benutzung dieses Essenzwagens ist insofern obligatorisch, als auch die Arbeiter, die ihn nicht benutzen und sich das Essen nach wie vor von ihren Angehörigen bringen lassen, ihren festgesetzten Beitrag, ca. 1 Mk. pro Kopf und Monat, zahlen müssen. Die Wagen sind für Aufnahme von 200 Eßgeschirren eingerichtet; der Fuhrmann erhält einen monatlichen Lohn von 75 Pf.; die Fahrt zum Holen des Essens dauert ca. 2 Stunden. Herr v. Stumm versteht es, wie man sieht, die Kosten für die von ihm geschaffenen sozialen Einrichtungen den Arbeitern aufzuerlegen und bemißt sie nicht zu gering. Nach den Orten aber, woher nur eine geringere Zahl von Arbeitern kommt, fährt auch kein Essenzwagen. Die Sache rentiert sich eben nicht. Für den Ort Wrebach selbst ist diese Einrichtung von weitesttragender Bedeutung. Die Frauen machten, wenn sie ihren Männern das Essen brachten, in den verschiedenen dort errichteten Geschäften ihre Einkäufe. Die neue Einrichtung hat den geschäftlichen Verkehr gänzlich von Wrebach ablenkt. Die früher blühenden Geschäfte stehen vor dem Ruin. Der Preis der Grundstücke ist dadurch natürlich bedeutend gesunken. Dies mag Herrn v. Stumm nun nicht unangenehm sein, steht er doch schon seit längerer Zeit in Unterhandlung wegen Ankaufs eines größeren Landkomplexes zur Vergrößerung seines Werkes, der bisher des von ihm zu hoch befundenen Preises wegen nicht zum Abschluß gelangte. Die „soziale Einrichtung“ der Essenzwagen bringt Herrn v. Stumm, wie aus Vorstehendem ersichtlich, reiche pekuniäre Vortheile.

Eine Kaffeelücke ist auf der Wrebacher Hütte eingerichtet worden. Der Arbeiter erhält einen Liter Kaffee für 2 Pf. Zur Errichtung der Kaffeelücke sah sich Herr v. Stumm durch den Umstand gezwungen, daß durch die Abwässer seiner Ammoniakfabrik das Trinkwasser im ganzen Wrebacher Thal verborgen wurde. Er sah sich schließlich auch zur Anlage einer kostspieligen Wasserleitung genötigt, deren Uebernahme durch die Gemeinde jetzt auf seinen speziellen Wunsch erfolgen soll, und da die Gemeinderäthe fast durchgängig willenslose Puppen in seiner Hand sind, auch zweifellos übernommen wird. Damit hat er denn auch die Last von sich und auf die Gemeinde abgewälzt.

Die rückwärtslos-n Maßnahmen des Freiherrn, der, auf seine Geldmacht pochend, Alles seinem Willen und seinen Interessen beugen will, und dabei weder bei seinen Klassengenossen noch seinen Verwandten Halt macht, haben bei einem großen Theil der Bewohner des Saarthales längst stillen Ingrimm erweckt, der sich in lether Zeit hier und da Luft macht. Etwas bisher Unerhörtes! Die geübte Tyrannei beginnt so schwer zu drücken, daß energische Abschüttelungsversuche in nächster Zeit zu erwarten sind. Das gilt natürlich für die außerhalb seines speziellen Machtbereichs, Neunkirchen und Wrebach, liegenden Orte und für Personen, die nicht unter seiner direkten Oberhoheit stehen. In seinem speziellen Machtbereich duldet er auch nicht die geringste eigene Meinungsäußerung. Je mehr aber der Einfluß des Herrn von Stumm im Saarthale schwindet, je mehr wird er auch der Nimbus der sozialen Fürsorge für seine Untergebenen, mit dem er sich so schön zu schmücken wußte, entkleidet werden, und der unduldsame Kapitalproh zum Vorschein kommen“.

Soziales und Partei-Leben.

Die Berliner Maurer haben am Montag Abend den Ausstand für beendet erklärt. Der Erfolg ist im Allgemeinen ein zufriedenstellender gewesen. 5127 Maurer haben die neunstündige Arbeitszeit und einen Stundenlohn von 60 Pfg. durchgesetzt, während rund 1000 Maurer zu den alten Bedingungen arbeiten. Eine kleine Zahl von Bauten sind durch den Streit nicht stark in Mitleidenschaft gezogen, weil sich die Arbeiter dem Ausstand nicht angeschlossen. Es sind das jene Indifferenten, die wohl die Erfolge einer Bewegung nachher mit genießen, nie aber Opfer bringen im Kampf, weil ihnen das Gefühl des gemeinsamen Handelns fehlt. Natürlich sind diese Leute von dem Unternehmertum als die zufriedenen und folgamen Arbeiter bezeichnet, die sich auch des sehr eifrigen Schutzes der Polizei erfreuten. Die Arbeiter, die ihre Interessen zu wahren wissen und stolz auf die Erfolge ihres gemeinsamen Kampfes blicken können, werden die Zumuthung, unter dem Schutze der Polizei zu arbeiten, weit zurückweisen. Der Schutz der Polizei wird allerdings nicht hindern, daß jetzt mancher dieser Arbeiter von seinen Klassengenossen zu einer anderen Ansicht bekehrt wird und im nächsten Kampfe eine andere Stellung einnimmt. Das wird eine der wichtigsten Aufgaben der Organisation sein.

Stefan vom Grillenhof.

Roman von M. Kautsky.

(104. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Es wird wohl nicht so schlimm sein“, sagte die Gräfin, und sie versuchte zu lächeln. „Randl ist doch ihr Kind, und eine Mutter wird gegen ihr Kind niemals zu hart sein. Die Randl verdient wohl eine strenge Zucht, und vielleicht ist sie selbst lieblos gegen die alte Mutter.“

„O nein, gräßliche Gnaden“, rief Kathrein, lebhafter werdend, „die Randl ist brav, durchaus brav, und sie giebt ihr, was sie braucht, und mehr, sie ist auch geduldig gegen sie und sagt ihr kein böses Wort. Freilich, so was man sagt, gern haben thut sie's nicht, aber das ist kein Wunder bei der da. Ich weiß nicht recht, ich bin ein' alte Jungfer, aber ich hab' immer g'hört, die Mutter ist Glück und Segen für's Kind, und so lang' die Mutter lebt, kann's dem Kind nicht an Trost und nicht an Wohlstand fehlen, die aber, die ist ein Unglück für ihr Kind, sie ist die Qual und die Marter, sie ist der Randl's böser Geist.“

Die Gräfin erblaßte. Unwillkürlich wendete sie sich nach dem Weibe hin, von dem die Rede war, und sie schauderte zusammen, als sie den bösen, schadenfrohen Blick auffing, der aus diesen, vorher so starren Augen aufblitzte.

Die Kathrein war jetzt im Zuge; sie fuhr fort: „Ich hab' der Huberin schon gar oft in's G'wissen g'redt, aber es nützt nichts. Vielleicht könnten Euer Gnaden ihr besser sagen, daß das, wie sie's treibt, ganz unghörig ist und ganz unmütterlich; sie ist freilich wie ein Steinfelsen, die Alte, aber vielleicht macht's doch ein Eindruck.“

„Ich will's versuchen, Kathrein“, sagte die Gräfin angelegentlich, „ja, ich will mit ihr reden, ich will ihr

ihre Pflichten auseinandersetzen; Sie, liebe Kathrein, können mir einen Gefallen thun. Gehen Sie in's Gemeinde-gasthaus und sehen Sie nach, ob mein Wagen schon angekommen ist; ist dies nicht der Fall, so erwarten sie ihn dort, und Sie führen alsdann meine Kammerfrau, die mitgefahren kommt, hierher. Gehen Sie sogleich, ich bitte!“ rief die Gräfin dringender, als sie das Bögerin Kathreins bemerkte.

„Aber — soll ich gräßliche Gnaden allein lassen, mit her da? Sie ist oft bössartig, h'sonders, wenn man ihr was sagt, was ihr nicht g'fallen thut.“

„Seien Sie unbesorgt, liebe Kathrein, ich fürchte mich nicht vor ihr, übrigens ist ja die Randl im Hause und Fräulein Valerie.“

„Ja, ja, freilich; nun, wie gräßliche Gnaden befehlen. Ich geh'.“ Sie trippelte hinaus. Sie zog die Thür sorgsam hinter sich zu, aber sie lehnte sie nur an, vorsichtshalber, und ein gleiches that sie mit der Küchenthr. Man konnte auf diese Weise einen allenfälligen Hülferuf hinüber hören.

Die Gräfin athmete befriedigt auf. Sie hatte ihren Zweck erreicht. Sie war allein mit dem Weibe, dem sie vor siebzehn Jahren ihr neugeborenes Kind zur Pflege übergeben hatte. Dieses Weib, es sollte ihr jetzt den Tod dieses Kindes, der im Kirchenbuche verzeichnet worden, bestätigen.

Hier sollte zwischen zwei Müttern die Entscheidung fallen; in dem Zimmer des Professors standen zwei Nebenbuhlerinnen einander gegenüber.

Valerie war mit leisen Schritten in das Arbeitszimmer ihres Oheims getreten.

Es war fast dunkel daselbst. Aus dem anstoßenden Gemache fiel durch die Thürspalte ein schwacher Lichtstreif. Valerie ging drauf los, dann in der Mitte des Zimmers angekommen, blieb sie stehen, zagend und ungewiß, ob sie ohne Führung weitergehen sollte. Warum war ihr Randl nicht entgegengekommen.

Sie sah sich um, dort zwischen dem Fenster lehnte eine Gestalt, sie erkannte an der feinen Silhouette, daß es die Randl war. Valerie erwartete, daß sie zu ihr herankommen werde, um sie zu begrüßen, diese aber blieb unbeweglich.

„Randl!“ rief jetzt Valerie und in dem leisen Ton der Stimme drückte sich Stolz und Unmuth aus. „Ich wünschte Herrn Stefan zu sehen.“

„Dort ist er!“ antwortete es von dem Fenster her. Eine kleine Hand streckte sich aus und wies gegen die Thür.

Valerie ging auf dieselbe zu. Ein leiser, unterdrückter Laut der Qual drang wie ein Seufzer über die zusammengepressten Lippen der Randl, während sie sich noch tiefer in die Fensternische zurückzog. So war es also doch gekommen, wie sie es gefürchtet hatte. Sie, die Geliebte, kam zu dem Geliebten, sie verzichtete nicht auf ihn, sie war erschienen, um ihre unbestreitbaren Rechte in Anspruch zu nehmen, um an seiner Seite zu bleiben, um ihn zu warten, zu pflegen.

Was konnte sie dagegen thun? Sie mußte es dulden mit ansehen. Und wenn Valerie ihn mit sich fortnehmen wollte — durfte sie ihn dieser verweigern? Dem Vater gegenüber, der ihn ungerecht behandelte, vor dem Bruder, der ihn mißhandelt hatte, fühlte sie sich stark, aber diese liebte ihn, und Stefan hatte ihr das Recht dazu gegeben, — sie mußte ihr weichen. Randl empfand in diesem Augenblick wieder all die namenlose Qual der Eifersucht.

Valerie war inzwischen bei der Thür angelangt. „Kann ich eintreten? Ist er allein?“ fragte sie zurückgewendet.

„Ja.“

„Niemand bei ihm?“

„Nein.“

Sie streckte die Hand nach der Thürkante aus und zog sie aber wieder zurück. „Er liegt im Bett“, lis

Aus Nah und Fern.

Elmsborn. Tödlich verwundet wurde am 29. Juni, Morgens 3 Uhr, der Gastwirth Grell in der Gärtnerstraße von einem Menschen, der einen Einbruch in seine Wirthschaft versuchte. Der Betreffende hatte bereits eine Fensterscheibe eingedrückt, als Grell von dem Lärm erwacht, herunterkam. Als er den Einbrecher erfaßte, erhielt er von demselben einen Stich in die Brust, einen in den Arm und einen in die Schulter mit einem 10 Centimeter langen Messer. Grell wurde dem Krankenhaus zugeführt, wo er hoffnungslos darniederliegt. Der Einbrecher, ein erst kürzlich aus dem Gefängniß in Ulm entlassenes Individuum, wurde von einigen hinzugeeilten Nachbarn gefaßt, und dann mit Hilfe der Polizei in das Gefängniß gebracht. Ein zweites bei dem Einbruch betheiligtes Individuum ist entkommen, wie man glaubt, in der Richtung nach Uetereu zu.

Ein langwieriger Prozeß. Brauschweig, den 27. Juni. Ein Ruffchen erregender Prozeß, über den mehrfach berichtet wurde, beschäftigte seit gestern zum dritten Male das hiesige Schwurgericht. Der Gyps- und Marmorfabrikant Käsewiewer aus Oberhütte wurde am 19. März v. J. wegen Anstiftung zur Brandstiftung zu 1 Jahr 8 Monaten, seine Frau wegen Ausführung der That zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus verurtheilt, und zwar auf Grund von Indizienbeweisen. Die Revision wurde verworfen, aber durch Angabe eines neuen Zeugen wurde das Wiederaufnahmeverfahren erzielt. Vom 11. bis 13. März wurde die Sache zum zweiten Male vor den hiesigen Schwurgericht verhandelt; die Geschworenen sprachen die Angeklagten wieder schuldig und das Gericht erkannte auf dieselben Strafen. Auf von Neuem eingelegte Revision hob das Reichsgericht das zweite Urtheil wegen eines Formfehlers auf und die Sache beschäftigte jetzt zum dritten Male das Schwurgericht. Nach dreitägiger Verhandlung wurde Käsewiewer selbst dieses Mal von der Anklage der Anstiftung zur Brandstiftung freigesprochen, seine Frau dagegen wieder wegen Brandstiftung zu 1 Jahr 6 Monaten Zuchthaus verurtheilt, wovon sie noch 11 Monate zu verbüßen hat.

Die Liebe zum Kommiß schildert die „Voss. Zig.“ an folgendem wunderlichen Beispiel: Eine der bekräfteten Mannschaften des Gardekorps betreffende Anordnung hat jüngst das Kriegsministerium getroffen. Bei diesem Armeekorps ist es von jeher Brauch, daß diejenigen Mannschaften, die Gefängnißstrafe erlitten und die Kolarde eingehaft haben, nicht wieder zu ihrem Truppenteile zurückkehren, sondern der in Spandau im Fort Fahneberg untergebrachten Disziplinarabtheilung des Gardekorps überwiesen werden, wo sie weiter dienen müssen. Nur solche Mannschaften, die sich längere Zeit darauf tadellos geführt haben, werden wieder in ihren früheren Truppenteile aufgenommen. Die Vergünstigung erstreckt sich auch auf die Reserve und Landwehr der Garde, die ihre Uebungen bei ihrem Stammregiment leisten dürfen. Solche Reservisten und Landwehrmänner der Garde, die sich auch im Zivilstande schlecht führten, wurden bisher überhaupt zu keiner Uebung eingezogen. Nun war festgestellt worden, daß zahlreiche Mannschaften es gerade darauf abgesehen hatten, von der Uebungspflicht entbunden zu werden, und deshalb ihre Aufführung im Zivilstande danach einrichteten. Fortan soll ihnen dies Mittel aber zur Entbindung von der Dienstpflicht im Reserve- und Landwehrstande nichts mehr nützen. Das Kriegsministerium hat befohlen, daß solche bestrafte Mannschaften der Reserve und Landwehr ihre Uebung bei der Disziplinarabtheilung in Spandau

pelte sie. Dann nach einer Pause: „Kommen Sie mit, Mandl.“
Mandl fuhr auf, ihre Augen schienen sich in der Dunkelheit zu vergrößern, mit einigen Sähen war sie bei Valerie. „Sie wollen, daß ich dabei sein soll, wenn Sie jetzt — zu ihm hineingehen?“
„Ich will, daß Sie mich hineinbegleiten. Mir ist so bange.“
Mandl hatte schon die Thür geöffnet und war vorangeeilt, Valerie folgte. Das große breite Bett des Professors war mit dem Kopfe der Wand zugekehrt, an den übrigen Seiten stand es frei, so daß man bequem von rechts und links an den Kranken herantreten konnte. Zu seinen Füßen befand sich ein kleiner Tisch und darauf die Studirlampe. Der matte Glöschschirm, der die Flamme deckte, dämpfte ihr Licht und es erhellte nur die nahe befindlichen Gegenstände, alles Entferntere war in Dunkel gehüllt.
Mandl war um das Fußende des Bettes herumgegangen, sie befand sich nun dem Kranken zur Rechten, und leise und sorglich beugte sie sich zu ihm nieder. „Er schläft fest.“ flüsterte sie.
Valerie schlich auf den Zehenspitzen näher, sie lehnte sich, als bedürfe sie einer Stütze, über den Fußtheil des Bettes und ihre Augen hefteten sich mit angstvoller Neugier auf die Züge des Schlafenden. Da lag er bleich und ruhig in den weißen Pölkern. Das blonde Haar war unter den Kompressen, die den Kopf bedeckten, ganz verborgen, die Augen waren tief eingesunken und die Lider mit den langen Wimpern lagen so schwer darüber, als sollten sie nie wieder gehoben werden.
Valerie seufzte schmerzlich auf. Sie faltete die Hände und ihre Augen füllten sich mit Thränen des aufrichtigsten Wehs. Wie war er verändert! War das Stefan, der

zu leisten haben. Dies geschieht gegenwärtig zum ersten Male.

Neuwied. Verurtheilung eines Bankagenten. Das Schwurgericht verurtheilte den Agenten der nassauischen Landesbank J. P. Prätorius aus Hachenburg, wegen Unterschlagung von etwa 15 000 Mk. amtlicher Gelder und Fälschung der Kontrolbücher zu einer Gefängnißstrafe von 3 Jahren. P. hat etwa in 50 Fällen Unterschlagungen begangen, doch konnten keine genauen Feststellungen erfolgen.

Aus „besseren Kreisen“. Die Strafkammer in Frankfurt a. M. verurtheilte Banquier Federlin und dessen Procuristen Hirsch, die im November 1896 unter der Anschuldigung verhaftet wurden, das Vermögen zahlreicher Geschäftskunden geschädigt, Depositen angegriffen, die vorgeschriebenen Bilanzen unterlassen und übermäßige Summen im Eigeninteresse verbraucht zu haben, zu 4, bezw. 2 1/2 Jahren Gefängniß und je drei Jahren Ehrverlust.

Der Bannspruch der Liebe. Der „Frankfurter Zeitung“ schreibt ein Leser: Wie Aberglauben, selbst in einer Großstadt wie Frankfurt, heut noch wirksam ist, werden Sie aus einem Vorfall ersehen, der sich in meinem Hause abgespielt hat: Eines meiner Dienstmädchen aus einer Ortschaft in Württemberg gebürtig, legte inliegenden Zettel auf eine der Uhren und theilte mir stets mit, wenn solche abgelaufen war, ein Umstand, der mir eigentlich aufstieß, denn ihre Beobachtung erstreckte sich eben nur auf diese eine Uhr. Der jetzt zufällig gefundene Zettel erklärt Alles. Wenn ein Mädchen, so geht der Aberglaube, einen derartig beschriebenen Zettel auf eine gehende Wanduhr legt, kann der Geliebte nie untreu werden. Der Zettel lautet: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes bitte ich (folgt Name und Adresse des Mädchens), daß Du (folgt Name und Adresse des Geliebten) sollst keine Ruhe haben Tag und Nacht keine Minute, wo Du gehst, liegst oder bist. Jeder Schlag dieser Uhr soll Dir einen Stich ins Herz geben und Dich mahnen, zu mir zu kommen. Dies bitte ich im Namen der Dreieinigkeit und der drei Vaterunsers. Amen. Amen Amen mit drei Vaterunsers!“

Ein Provinzial-Hammerstein. Ende April berichteten wir über das Schreiben des Herrn Walter Derksen, der als Redakteur der ultramontanen „Niederrheinischen Zeitung“ in Emmerich sein Wesen trieb, täglich die Feinde des Ultramontanismus und die sonstigen Umstürzler von Altar und Thron mit dem Rosenkranz in der Hand vernichtete, bei Prozessionen vorne an marschirte, das dickste Kirchenlicht dabei trug und als Muster äußerer Frömmigkeit erstarrte, wie solche in diesen dunklen Zeiten gern als Maßstab staatsbürgerlicher Tugendboldigkeit gefeiert wird. Heimlich allerdings, wenn er mit seiner Frömmigkeit unbelästigt und unkontrollirt — „enblich allein“ — blieb, unterschlug der würdige Kämpfer für Gottesfurcht und fromme Sitte Gelder bis zum Betrage von etlichen Hunderttausend Mark. Am Sonnabend erhielt das große Kirchen- und Ordnungslicht vor der Strafkammer zu Duisburg die Quittung für seine schönen Thaten. Bis zum Betrage von 40 000 Mk. konnten ihm Unterschlagungen nachgewiesen werden. Herr Walter Derksen, „unser Herr Walter Derksen“, wie er von seinen engeren Verehrern genannt wurde, wurde zu drei Jahren Gefängniß verurtheilt. Nach berühmten Mustern weinte er die salzhaltigsten Thränen, als es galt, seine eigenartige Auffassung von Wein und Dein gegenüber dem staatsanwältlichen Antrage auf fünf Jahre Gefängniß zu vertreten. Bemerkenswerth und lehrreich ist, daß er von Jugend an schon immer groß gewesen ist in äußerer Frömmigkeit. Doch genug von diesem geknickten

jugendschöne, kraftstrotzende Jüngling, bei dessen Anblick ihr Herz vor Lust und Wonne erbebt war? War es auch nur der Stefan von gestern, der sie noch mit leidenschaftlichem Ungestüm an seine Brust gezogen, dessen heiße Augen mit verzehrender Inbrunst auf sie gerichtet waren? Was war mit ihm vorgegangen? Hatte ein einziger Tag solche Verheerungen anrichten, jugendliche Blüthe so erschaffen können? Und trug sie nicht mit Schuld, daß es so schlimm mit ihm geworden? Ihr Herz pochte stärker unter dem sich erhebenden Selbstvorwurfe. Plötzlich war sie an seiner Seite und warf sich an dem Bette nieder. „Verzeih mir Stefan, verzeih mir!“ Sie brach in ein leises Schluchzen aus.
Mandl kam zu ihr herüber und faßte sie rauh an. „Was thun Sie,“ flüsterte sie, „Sie werden ihn erwecken.“
„Lassen Sie mich, ich werde ihn vielleicht nicht wiedersehen!“
„So schlimm ist's nicht mit ihm, er wird's überleben, er wird wieder gesund werden.“
„Ich will zu Gott dafür beten, Mandl, und dennoch — ach, das Scheiden fällt mir so schwer.“
„Sie kommen morgen nicht wieder?“ fragte Mandl mit angehaltenem Athem.
Valerie schüttelte den Kopf. „Nicht morgen, vielleicht niemals wieder.“ Sie warf sich in einen nahen Stuhl und brach auf's Neue in Thränen aus.
„Was heißt das?“ Mandl's Stimme ging fast unter in den auf sie einstürmenden Gedanken und der dadurch hervorgerufenen inneren Bewegung. „Was wollen Sie damit sagen?“
„Ich verreise nach Wien zu meiner sterbenden Tante; Sie werden es ihm wieder sagen und auch welche Thränen es mich gekostet hat, von ihm zu gehen.“

Kirchenlicht, dessen Herrlichkeit nunmehr ein so jähes Ende gefunden.

Wie wasserische Frauen ihre Ehemänner kitzeln, zeigt folgender Fall, der kürzlich vor dem Schwurgericht in Allenstein zur Sprache kam. Der Wosmann Sosz aus Kl. Schiemanen wurde am 1. März d. J. in einer Gastwirthschaft gemißhandelt und wurde schwer verletzt nach Hause gebracht. Hier nahm ihn seine Ehefrau in Behandlung. Auf die offenen Wunden legte sie — Wagenschmiere und für den innerlichen Menschen braute sie einen Teufelstrank aus Branntwein, Butter und Zucker zusammen und wärmte dieses Gemenge auf der Pfanne auf. Diese appetitliche „Arznei“ erhielt der Unglückliche so lange, bis er am 15. März verstarb. Da das ärztliche Gutachten zweifelhaft ließ, ob der Tod des W. in Folge der Mißhandlung im Wirthshaus oder durch die Pflasterherbeiführung worden ist, so erfolgte die Freisprechung der angeklagten Ehefrau.

Verhaftung. Der Kantor in Bahrdorf, einer der Feinde des vom Konsistorium gemäßigten ehrlichen Pastors Schall, ist jetzt wegen Sittlichkeitsvergehens, begangen an mehreren Schulkindern, verhaftet und in das Amtsgerichtsgefängniß in Vorkselde eingeliefert worden. Der Lehrer ist verheirathet und Vater mehrerer erwachsener Kinder.

Ein waghalsiger Klemmer. Man erinnert sich des tollkühnen Wagnisses, das der Grazer Spenglergehilfe Josef Pircher vor einigen Jahren Nachts in Wien zum Geburtstag des Kaisers Franz Josef ausführte, indem er den Stephansthurm, den Oligableiter entlang kletternd, bestieg und oben am Kreuz eine Fahne befestigte. Ueber Nacht wurde er ein berühmter Mann, reichlich flossen ihm Geldgeschenke und Anerkennungs schreiben zu, und auch der Kaiser schenkte ihm eine werthvolle goldene Uhr. Seit dieser Zeit weilte er in Ungarn und reparirte schadhast gewordene Thurmkreuze und Oligableiter. Nun ist er aber wieder in Wien, und kürzlich vollführte er, wie dem „N. W. Tagebl.“ gemeldet wird, abermals, und zwar auf dem etwa 50 Meter hohen Weidlinger Kirchthurm ein rechtliches Wagniß. Oberhalb der Thurmuhre befestigte er nämlich ein Leiter und stieg dann auf den Thurm und dann über die Kugel zum Kreuz. Sodann befestigte er einen von ihm selbst konstruirten Sitz, den er mitgenommen hatte, an dem Kreuz, wo er sich nun in seinem Elemente befand. Mehrmals schwang er sich auf seinem Sitz im Kreise herum, als ob er versgewissert wollte, daß der Sitz tragfähig sei. Bis gegen Abend hatte er das Kreuz und die Kugel blank gepuht, sowie den Oligableiter reparirt. Eine riesige Menschenmenge umstand den ganzen Tag über die Weidlinger Pfarrkirche.

Ein amerikanischer Goldfisch heimgeführt hat am 15. Juni der preussische Offizier Graf Manfred Matuschka, Freiherr von Toppolczan und Späzen. Seine Braut ist die Enkelin des amerikanischen „Multi-Millionärs“ und „Whiskey-Königs“ Giram Walker, dessen Vermögen, als er es im Jahre 1895, beim Zutreten vertheilte, auf 15 Millionen Dollars geschätzt wurde. Die Geschließung zwischen dem Grafen Matuschka und Fräulein Ella Helbrock Walker wurde in Detroit vollzogen. Der Bräutigam ist katholisch, die Braut Protestantin.

Zung gefreit. In Vaporte im Staate Indiana hat der 86jährige James Saxton die 80 jähr. Mary Twinkle geheirathet. Schon in früher Jugend hatten sich die Beiden geliebt. Saxton hat drei Frauen begraben und Mrs. Twinkle vier Männer zur Ruhe bestattet. Die Frau besitzt noch den Verlobungsring, den ihr Saxton als Jüngling gegeben hat.

„Sie gehen fort?“ rief Mandl; „Sie gehen von ihm?“ —
„Ich kann nicht anders.“
„Sie können ihn verlassen in diesem Augenblick, wo er noch zwischen Leben und Tod schwankt?“
„Sie sehen, wie schwer es mir fällt.“
„Und lassen ihn bei mir —?“
Valerie erhob den Kopsf in stolzer Entrüstung, ihre Wangen waren hochgeröthet. „Glauben Sie, ich würde es thun, wenn ich nicht dazu gezwungen wäre, wenn ich nicht müßte?“
„Sie müssen!“ Es brach wie ein Jubelruf hervor, und die Blüthe der Mandl erhellte ein Strahl jäher, unbezähmbarer Freude, aber sie wußte sich ebenso rasch zu fassen, sie wollte ihr Entzücken nicht verrathen, nicht ihr Innerstes offenbaren vor dieser da. „Ja freilich, wenn Sie müssen, dann müssen Sie eben,“ sagte sie leise, und es klang fast wie Hohn durch den bedauernden Ton.
„Sie können es nicht fassen, wie unglücklich ich bin, wie bejammernswerth.“
Mandl sah auf die sich Verhüllende und betrachtete sie lange mit wechselndem Ausdruck. „Geh,“ dachte sie, „Du liebst ihn nicht, Du hast ihn nie geliebt!“ Und ihre Augen wanderten zu ihm hinüber, der so ruhig in seiner tiefen Erschöpfung lag, so unbewußt der Vorgänge um ihn herum. Eine sanftere Empfindung überkam sie, ein Aufathmen tiefinnerster Glückseligkeit. Ihr war, als sei er ihr wiedergegeben, als würden all die Rechte, deren sich die andere in diesem Augenblick freiwillig begab, wieder auf sie zurückgehen. Es blieb einige Minuten ganz still in dem Zimmer, nichts regte sich, man hörte nur die schweren Athemzüge des Kranken.
(Fortsetzung folgt.)